

Vom Stamme der Niesen

Roman aus der Gegenwart von Philipp Berger.

(7. Fortsetzung.)

Herr Burmeister schüttelte so energisch den Kopf, als ob seine Frau ihn hätte gern töten können. „Ich möchte mich nicht gern da hinein. Man kann nur unangenehme Nachrichten davon haben. Auch die Kramers werden nichts von mir erfahren. Ich kann mich ja auch irren. Aber wenn du es gern willst, dann komme ich eben nach Haus.“

„Na, dann komm' nur. Aber merkt' dir, Fräulein Martens weiß nicht, daß ich an dich telephoniert habe.“

In der Privatwohnung, wo Estella Martens zu Besuch war, sah es nun freilich ganz anders aus als in dem antiken Konfistorien. Die schöne Villa in der Feldbrunnstraße gewöhnte das Bild eines gebiegenen und soliden Reichtums. Frau Burmeister selbst hatte einen Teil dieser Wohlhabenheit mit in die Ehe gebracht. Solch und Dünkel waren der einfachen Frau ganz fremd: wer es wissen wollte, konnte jederzeit von ihr hören, daß die Mutter höchst bei einem Senator gewesen war und daß der Vater sich vom gewöhnlichen Maurer zum Bauunternehmer und Westler ganzer Straßenzüge emporgearbeitet hatte. Wenn das Innere der Villa trotz der vernachlässigten Geschnitzarbeiten der Hausfrau keine Überladung zeigte, sondern vielmehr eine gezielte Bornehmheit, so war das auf die schlichte Sinnesart der Frau Burmeister und auch auf den Geschmack des von der Mutter vererbten Sohnes zurückzuführen.

Frau Burmeister stieg wieder in den ersten Stock empor und trat in das Wohnzimmer, wo Estella ihrer harzte.

„Wenn ich 'n Maler wäre, dann würde ich Sie jetzt malen, Estella“, sagte Frau Burmeister, „wie Sie so dastehen vor dem hellen Fenstervorhang, sehen Sie zu schön aus.“

Estella konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Sie sehen auch noch ganz famos aus“, erwiderte sie.

„Oh, Kind, das sagen Sie man so. Erstens bin ich ja auch nie alte Frau, und denn bist ich auch viel zu dick. Aber in meinen Mädchenjahren, da hätten Sie mich sehen sollen, da war ich schlank wie 'ne Tanne. Als Burmeister mir nachsah, was meinen Sie wohl, da habe ich ihn gar nicht haben wollen. Er sah immer so dünn und klein aus, und das tut er ja auch noch. Aber mein Sohn, der kommt mir in die Augen.“

„Ihr Sohn“, sagte Estella, „ist ein hübscher Mann.“

Die Augen der Mutter leuchteten. „Ja, ich finde es auch, trotzdem ich es als Mutter eigentlich nicht sagen sollte. Haben Sie nicht auch bemerkt, daß er ein ganz klein bißchen Neugierde mit Ihrem Labendruck hat? Ich glaube, das ist der Grund, weshalb ich gleich einen Narren an dem Menschen gefressen habe.“

Estella schienen einen Anlauf zu nehmen. „Liebe Frau Burmeister, lassen Sie uns jetzt einmal von meiner Unangelegenheit sprechen“, sagte sie in einem leisen Tone. „Ich bin eigentlich nur gekommen, Sie um Schweigen zu bitten, denn man weiß doch nicht, was alles kommen kann.“

„Das habe ich Ihnen doch schon vor vierzehn Tagen auf dem Derby gesprochen. Seitdem dachte ich jeden Tag, Sie würden mal 'raufkommen.“

„Das wollte ich ja auch. Aber — ich will ganz offen sein — ich habe mich gekloppt. Alles, was mich betrifft, bin ich gewohnt, mit mir selbst auszumachen. Es fällt mir schwer mich auszusprechen.“

„Zu mir können Sie ruhig Vertrauen haben“, sagte Frau Burmeister und streifte die Wangen Estellas. „Ich weiß ja doch nun mal Bescheid. Als ich Sie auf dem Derby da draußen auf der anderen Seite mit Labendruck zusammenfaß, ohne Vater, Mutter oder Bruder, hatte ich keinen Zweifel mehr, daß er einig sein wird. Auch darüber, weswegen der Konful sich weigert, sein Jawort zu geben, brauchen Sie mir gar nichts zu sagen.“

Estella sah die Hausfrau gespannt an. „Sie spielen auf Karl Kramers an.“

„Ja, das tu' ich, Kind. Denn bis Sie abreisten, haben wir es doch nicht anders gewußt, als daß er der Auswärtige ist.“

„Der Auswärtige des Vaters viel leicht, ich hatte ihm nie bestimmte Hoffnung gemacht.“

„Aber er hätte sich Hoffnung gemacht. Wir wissen doch alle, wie gerne er Sie hat. Und bei dieser Gelegenheit, Estella, muß ich Ihnen auch gleich etwas sagen, worüber ich sonst noch nicht gesprochen hätte. Aber jetzt müssen Sie es wissen: Mein Sohn bewirbt sich um Emmy Kramers. Sie sind schon einig, Max wird also der Schwager von Karl Kramers.“

In Estellas Gesicht lag eine feine Röde. „Wenn Sie zu nahe mit der Familie verhandeln werden, Frau Burmeister, dann werden Sie es vielleicht als ein Unrecht empfinden, daß ich Karl, den ich ja gewiß gern habe und dem ich die Erfüllung jeden

Wunsches wünscht, ausschlage. Ich meine, es wird Ihnen schwer werden, zu schweigen.“

Frau Burmeister schüttelte den Kopf. „Sehen Sie, um diesen Verdacht nicht aufkommen zu lassen, habe ich Ihnen gleich gesagt, in welche Beziehungen wir zur Familie Kramers treten. Sie da brauchen Sie keine Angst zu haben.“

„Ich mag Karl Kramers gerne leiden, das kann ich wohl sagen, aber in Ihren Oberleutnant, Kind, bin ich ein bißchen verliebt. Und wenn die Männer! Karl Kramers wird sich schon kräftigen, den wollen eine ganze Menge. Denn Sie mal an Käthe Fröschlich, wie die sich um ihn bemüht, ich glaube, die ist bloß deshalb die beste Freundin von Emmy geworden, damit sie ins Haus kommen und mit dem Bruder doch wenigstens mal sprechen kann.“

Die Hauptfrage ist, daß Sie Ihr Glück finden, Estella, und was ich dabei tun kann, das soll ich sehen.“

Estella reichte Frau Burmeister die Hand. „Sie gehen mit mir um wie eine Mutter. Aber alles, was ich von Ihnen erhalte, ist nur, daß Sie schweigen, bis ich mit meinem Vater einig bin. Mein Weg ist mir ja sonst klar vorgezeichnet. Ich habe es nicht gelernt, Witzelzüge zu machen. Wenn Karl Kramers wirklich um mich anhält, was er ja noch gar nicht getan hat, dann ist er, außer Ihnen und meiner Familie, der erste, der erfahren muß, daß ich einen andern liebe.“

In diesem Augenblick hörte man in der Ferne eine Tür sich öffnen. Frau Burmeister horchte auf. „Das ist mein Mann“, sagte sie, um dann schnell hinzuzusetzen: „Ehe er herein kommt, muß ich etwas berichten. Er ist der einzige, dem ich von Ihnen und Labendruck gesprochen habe. Vor meinem Mann, wissen Sie, habe ich nie ein Geheimnis gehabt. Das wird Ihnen auch wohl so gehen. Aber er ist treu wie Gold, auf ihn können Sie sich verlassen. Und wenn, er ist auch ein kluger und praktischer Mann, der tiefher sieht als wir Frauen.“

Estella dachte wie im Fluge an die große Weite zurück, sie sah wieder den kleinen Mann im Schlepptau der umfangreichen Frau, und die Rolle, die Frau Burmeister ihrem Mann zuerteilte, schien ihr übertrieben.

„Sie ist lächerlich sich doch, denn der kleine Mann war im Geschäftsbüro so umfänglich und selbständig, wie er im Verkehr mit seiner Frau unfehlbar zu sein schien. Angenehm berührt war Estella allerdings nicht von dem Gebahren, einen weiteren Mitarbeiter in ihr Geheimnis aufzunehmen zu müssen.“

Herr Burmeister trat wie von ungefüllt ein und war sehr erstaunt, das schöne Fräulein Martens als Gast bei seiner Frau zu finden. Diese setzte ihm gleich auseinander, um welchen Gegenstand das Gespräch sich drehte, weshalb der Konful sich gegen diese in jeder Hinsicht einmündige Verbindung so energisch sträubte.

„Egal mal die Wahrheit, Ester“, sagte Frau Burmeister, „hast du wirklich gar keine Ahnung, weshalb der Konful sich vor Wehr setzt?“

Herr Burmeister wiegte bedeutend den Kopf und sah Estella so voller Zweifel an, daß es sich dieser plötzlich wie eine schwere Ahnung auf die Brust legte. Aber sie schüttelte dieses unbestimmte Vorgefühl rasch ab und zwang sich zu einem Lachen.

„Wie sollte Herr Burmeister die Beweggründe meines Vaters kennen? Es gibt wohl keinen anderen, als daß er Kramers liebt und ihm seine Tochter zur Frau geben möchte.“

„Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen“, sagte Herr Burmeister. „Aber ein Vater muß von seinen Wünschen abgehen können, wenn es sich um das Lebensglück seines Kindes handelt.“

„Janob, Alfred, da hast du recht“, pflichtete Frau Burmeister bei. „Ich bin gewiß ein Freund von Karl Kramers — ich habe nämlich Estella schon vertraulich mitgeteilt, wie Max und Emmy miteinander stehen — aber ich muß doch sagen, der Konful sollte bedenken, daß ihm sein Kind am nächsten steht.“

Estella begann langsam ihre Handlung anzudeuten. Das Gespräch ging an ihr unangenehm zu werden. Auch schien es ihr aussichtslos und ohne Zweck. Sie bereute schon, überhaupt bekommen zu sein, weshalb sie sich selbst auf die Gefahr einließ, ins Gespräch zu kommen, ihren Lauf zu lassen.

„Liebes Fräulein Martens“, sagte Burmeister langsam, „haben Sie sich noch gar nicht gefragt, ob Ihr Herr Vater wohl, außer seiner Neigung zu Kramers, noch einen besonderen Grund haben könnte, zum ersten Male mit Ihnen uneinig zu sein?“

Da war das Gefühl der Schwere wieder. Drücker als zuvor setzte sie sich auf Estella nieder. Diese Frage hatte sie sich wirklich schon vorgelegt und mit ja beantwortet. Dieser Burmeister wollte etwas, sonst hätte er die Frage nicht gestellt.

Estella nahm sich zusammen und sah Herrn Burmeister offen an. „Vertrauen gegen Vertrauen. Haben Sie eine Spur? Wissen Sie etwas?“

„Was ich vermute, Fräulein Estella, würde ich keinem Menschen in der ganzen Welt anvertrauen, denn ich verehere und schätze den Konful außerordentlich. Es wird mir sehr schwer, zu Ihnen zu sprechen, seiner Tochter. Aber die Lage, in der Sie sich befinden, macht es mir beinahe zur Pflicht. Ich frage mich nur, hat es einen Zweck, wenn ich meine Gebanten preisgebe, und kann es Ihnen nützen? Vielleicht doch. Sie finden vielleicht rascher den Ausweg, wenn ich Ihnen meine Vermutungen mitteile.“

Estella sah da wie unter einem Alpdruck. Was sollte sie Schreckliches erfahren? Sie wußte sich durchaus keinen Vers auf die dunklen Andeutungen zu machen.

„Sie haben mich auf die Folter gespannt, Herr Burmeister“, sagte sie. „Teilen Sie mir nur ohne Umschweife mit, was Sie wissen und vermuten, denn Sie sehen mich völlig ratlos und außerstande, auch nur zu ahnen, worauf Sie abzielen.“

„Erstrecken Sie nicht“, erwiderte Herr Burmeister rasch, „ich glaube nämlich, daß das Haus Martens große Verluste erlitten hat.“

„Das ist mir bekannt“, warf Estella ein wenig erwidert, „war mein Onkel in Kalkutta hat große Summen eingeleistet, aber davon wird ein Konful Martens nicht ersüßtet.“

„An diesen Verlust habe ich zwar auch gedacht“, fuhr Burmeister fort, „aber der ist es nicht allein. Seit fünf Jahren ist die Geschäftslage verandert. Aus Indien hat das Haus sich durch die ungeschickte Geschäftspolitik Ihres Onkels hinausgeschafft lassen, und seitdem geht alles über England. Sie sind gewiß nicht in diese Verhältnisse eingeweiht. Auch wollte ich nur Andeutungen machen. Ich meine also, daß das Haus seit mehreren Jahren gegen den Niedergang kämpft und daß der Konful selbst wie ein Held sieht, um seinen Posten zu verteidigen. Nichts desto weniger kann eine solche Konjunktur ihn umwerfen.“

Estella sah einen Augenblick sprachlos da. Es war, wie wenn sich die Erde vor ihr geöffnet hätte. In Sorgenlosigkeit und Reichtum aufgewachsen, gewohnt, zu dem Vater wie zu einem Turm, den sein Onkel ersüßtet, aufzufehen, vermochte sie die Tragweite der Enthüllung Burmeisters gar nicht zu fassen. Im nächsten Moment fühlte sie sich versucht, über die Phantasien des ängstlichen kleinen Technikers hell herauszulachen. Aber sein ernstes, besorgtes und von Mitleid erfülltes Gesicht brachte sie wieder zur bestemmenden Würdevollheit.

„Ich kann es nicht glauben, Herr Burmeister“, sagte sie, „mein Vater, den ich täglich sehe, ist so voll von Tätigkeit und auch, nach seiner Art, von frohem Sinn, daß man auch nicht den Schalten einer Sorge an ihm bemerkt. Sie müssen sich irren.“

„Sie fassen meine Bemerkungen durchaus richtig auf. Das freut mich. Ich sage nicht, daß das Haus Martens vor dem Ruin steht. Ich sagte Niedergang, nämlich des Ueberganges. Der Konful ist wirklich der Mann, einen Niedergang aufzuhalten und wiederum in einen Aufschwung zu verbandeln. Sein Grund, sich ängstlich machen zu lassen, was der Konful gebraucht, ist der Erfolg der großen Kapitalie, die das indische Abenteuer gefloht hat. Zum Teil hat dieser Erfolg schon stattgefunden, und ich gehe so weit, zu sagen, daß das Geld nirgends sicherer ist als beim Konful.“

„Aber ich verstehe nicht, was diese geschäftlichen Dinge mit mir und meiner Waise zu tun haben“, sagte Estella aus einem tiefen Nachdenken heraus, das sie zwischen Nicht und Hoffnung fortwährend hin und her warf.

„Darauf komme ich jetzt. Sehen Sie, genau weiß ich es ja nicht, ich vermute aus der ganzen Sachlage heraus, die mir durch besondere Beziehungen schon lange bekannt sind, daß Karl Kramers der stille Geschäftspartner Ihres Vaters ist.“

„Sie meinen...“, sprachte Estella auf.

„Der Kramers große Kapitalien in das Haus Martens investiert hat. Und nun sehen Sie, mein liebes Fräulein, wie begrifflich, wenn es sich um Verzicht, der Wunsch des Konfuls ist, die Hand seiner Tochter dem Manne zu geben, den er nicht nur wie einen Sohn liebt, sondern an den er auch mit dem Wohl und Wehe seines Hauses geschäftlich gebunden ist. Das ist menschlich und einwandfrei, um so mehr, da er wohl der Meinung gewesen ist, seine Tochter liehe der Mann, den er sich zum Schwiegersohn wünschte. Dies ist alles, was ich Ihnen sagen wollte. Ihre Schlüsse müssen Sie sich nun selbst ziehen.“

Frau Burmeister lächelte besorgt die Hand Estellas. „Ru machen Sie man sich 'n betretenes Gesicht, Kind. Ru, so Sie alles wissen, denn mein Alter irt sich so leicht nicht, ist die ganze Geschichte ja nicht mehr so schimmig. Sie sehen jetzt klar, wo der Widerstand liegt. Wenn Sie fest bleiben, wird sich der Konful wohl leicht mit Kramers auseinandersetzen. Der ist doch ein Brachtmilch,

Sie geht ebenfalls und lassen Sie sich man nichts merken.“

Estella dankte und verabschiedete sich wie im Traum. Sie sah die Menschen gleichsam durch einen Schleier. Ihre innere Erregung verbanderte jedes Nachdenken. Als sie auf der Straße angelangt war, konnte sie sich kaum noch entsinnen, wie sie durch die Straßen und Gänge des Konfuls aufgesucht hatte. Kein mechanisch Schritt sie durch die Straßen und gelangte an die Außenwelt, wo sie sich auf einer einsamen Bank niederließ.

Die Bank stand am Fuße einer alten Linde, deren Schatten sie umhüllte und die Mittagsglut des Juliessommers dämpfte. Kränzend lag die Linde im Sonnenlicht. Weit drüben auf der Uhlenhorster Seite schimmerten die weißen Wägen aus dem dichten Laub der Bäume. Zur Rechten der weißen Straße, hinter der die Stadtteile Barmbeck und St. Georg liegen, erhob sich über den Felsen, wie der runde graue Hügel eines ungeheuren Mammut, das Dach des Zentralbahnhofs. Vom Rande der Linde her zog mit dem Hauch des Windes der Duft der Blumenanlagen.

Langsam kehrte Estella die Sammlung zurück. Der geheime Grund der Weigerung des Vaters, ihrer Neigung Gerechtigkeit zu geben, schien entdeckt. Sie sah auch die Klippe, Kramers war mit Kapital im Geschäft des Vaters beteiligt. Sie konnte ihn. Jede Niedrigkeit lag ihm fern. Er war ein großdenkender, in seiner Art sogar bedeutender Mensch. Offenbar aber wollte Burmeister darauf anspielen, daß Kramers sein Geld aus dem Unternehmen zurückziehen könne, wenn ihm die Hand Estellas verweigert würde. Diese Menschen konnten eben Karl Kramers nicht und auch nicht den Vater. Was die geschäftliche Lage anbetraf, so war unangenehm, daß der ängstliche Herr Burmeister stark übertrieben habe. Wie sollte auch das weitverzweigte Geschäft des Konfuls gewinnen können?

Die Hoffnung erhob immer freudiger ihr Haupt, und schließlich schüttelte Estella den Kopf, der sie gebrüht hatte, mit der Kraft der Jugend und der Zuversicht der Liebe von sich ab. Hier war eine Klippe aufgetaucht. Sie mußte eben umschiffen werden.

Estella erhob sich und wandelte in stolzer Haltung, umschloß vom Platz ihrer Schönheit, an der blauen Ärmel entlang, ihrem Heim entgegen.

4. Kapitel.

An einem Abend gegen Ende des Juli veranlagte sich in der geistlichen Villa am Mittelweg eine kleine Schar von Freunden des Hauses Martens. Diese geschäftlichen Abende in diesem Kreise waren sehr beliebt; beim Konful herrschte nicht nur eine erlebte Ansehnlichkeit, auch ein geistvoller Ton war an der Tagesordnung. Der Konful liebte es, gebildete Vertreter aller Berufsarten an sich zu ziehen. Die Fenster des Hauses waren hell erleuchtet, wiewohl es draußen erst dämmerte. Die dichtbelaubten Bäume der Allee und des nahen Eisenbahns bewegten ihre Kronen leise im Hauch des Abendwindes. In den Blüten der Äpfel spielten sich die rötlichen Tinten, die am Himmel schwammen. Vom Uhlenhorster Fährhaus klangen die Weisen der Musik über das Wasser hin. Der Abendfrieden sente seine Fittige auf das nordische Weidengieder. Von einer Verdüsterung des Welthorizontes war nichts zu bemerken.

Und doch hatten sich seit dem stillen Derby, draußen in der Welt drohende Wolken angesammelt, aus denen eben Augenblick der zündende Blitz herunterzuhen konnte. Seit dem feigen Mord in Sarajevo war in Europa, ja, in der ganzen zivilisierten Welt kein Zeitungsbogen erschienen, das sich nicht immer wieder mit der ungeheuren Blutlast befaßt hätte. Die Untersuchungen Oesterreichs hatten es längst klar gemacht, daß der Erbe der Kaiserkrone und seine Gemahlin einer großherbigen Verachtung zum Opfer gefallen waren. Serbische Arsenale hatten die Waffen geliefert, serbische Politiker den Arm des Mörders geleitet. War es möglich, daß Oesterreich den Mord ungesühnt lassen würde, und war es denkbar, daß irgendeine Macht sich schuldig über die Mörder stellen mochte, falls Oesterreich Sühne forderte?

Heute ging es wie ein erstes dumpfes Wittern über die Welt hin. Der Telegraph verbreitete die Kunde, daß Oesterreich dem kaiserlichen Lande des Fürstenmordes, der drohenden Palastkammer Europas, Serbien, ein freies Ultimatum gestellt habe. Die österreichische Krone forderte, mit kurzer Bestimmung strengere Untersuchung des offenkundigen Komplotts unter Mitwirkung österreichischer Militärs und Beamter, Auslieferung der Schuldigen und bestimmte Garantien für ferneres Wohlverhalten. Das Ultimatum war in einem so energischen Ton gehalten, daß eine Ablehnung unbedingt den Krieg bedeutete. Voll Spannung hielten die Wägen wieder einmal nach dem Balkan, und die Denker wie wir alle wußten, daß Schweregeit den fühlten schon instinktiv die her-

annahme Gefahr eines europäischen Brandes.

Der Gesellschaft im Hause Martens war nichts von dieser Gefahr angemerkten. Abendfrieden waltete auch hier. Balkontüren und Fenster standen weit offen. Rühige Abendluft strömte herein, von fern klang deutlich die Musik. Heitere Gespräche über hamburgische Angelegenheiten würgten das Wohl; man sprach über Kunst und Wissenschaft und auch ein wenig über kaufmännische Ausschüßer und Probleme.

Als sich aber die Gesellschaft in der Rauchsalon begab, griff das Gespräch sofort auf die Politik über, die im Grunde doch alle Teilnehmer beherzichte. Aber alle ausgesprochenen Gebanten bewegten sich gleichsam nur in der Theorie; aus Fragen und Antworten stieg der Wohl Oesterreichs mit Serbien nur wie ein padendes Schauspiel empor, dessen unbekannter Ausgang Teilnahme und Spannung erzeugte; erste Bemerkungen der Wägen schienen in weiter, weiter Ferne, fast im Bereiche der Unmöglichkeit zu liegen.

„Wunderlich ist es“, sagte der Konful, „daß es Leute gibt, die aus dem Streit Oesterreichs mit Serbien schon einen Völkerring herauswischen sehen. Ich halte dieses Streichbild für töricht. Es ist verkehrt blüht, wie er nie zuvor geblüht hat, die Wissenschaft hat Bräuden von Wolf zu Wolf geschlagen, auch wir Kaufleute haben an dem Ausgange der nationalen Angelegenheit kräftig mitgearbeitet, in England stehen wir neuerdings in den freundschaftlichsten Beziehungen — es scheint mir unmöglich, daß die Regierenden so mit Torheit und Blindheit geschlagen sein sollten, die Ertrugenschaften der Weltkultur preiszugeben. Und aus welchem Grunde? Um Serbien zu schüßen, das man ganz von der Karte Europas wegwischen sollte, um endlich Frieden im Hause zu haben?“

Der alte Professor Wohlwill, feines Zeichens Direktor eines wichtigen hamburgischen Staatsinstituts, schüttelte bedeutend den Kopf. „Lieber Konful, erlauben Sie mir, zu sagen, daß Ihre Auffassung von der gegenwärtigen Politik nicht im mindesten zurecht ist. Ich bleibe dabei, daß wir in diesem Augenblick von dem lange erwarteten und gefürchteten Völkerring bedroht sind. Leides muß ich noch weitergehen und sagen, daß vor allem unser deutsches Vaterland bedroht ist.“

Herbert Martens schob seinen Sessel in die Nähe des alten Gelehrten und sah ihn gespannt an. „Bitte, Herr Professor, erklären Sie uns das deutlicher.“

„Die Erklärung, lieber Doktor, ist nahe zu hand. Das Deutsche Reich ist seit seinem Bestande immer vom Krieg bedroht. Deutschland liegt in der Mitte fremder Staaten. Eine Nachbarschaft ist immer auch eine lebendige Beziehung, alle Staaten, die Deutschland umgeben, müssen auf Deutschland wirken und es muß mit Gegenwirkungen antworten. Das ist das Leben, die Größe und Gefahr eines zentralen Landes, sagt unter trefflicher Mahel, für Deutschland liegt in seiner mittleren nachbarlichen Lage ebensoviele Schwächen wie Kraft. Deutschland besteht nur, wenn es stark ist; ein schwacher Staat würde dem konzentrischen Druck erliegen. Und Deutschland kann die Vorteile der zentralen Lage nur nützen, wenn es stark ist.“

„So stark und groß ist es“, warf Herbert ein, „daß unser Kaiser sich geradig auf seiner Nordlandreise befindet, während wir hier von möglichen kriegerischen Bemerkungen sprechen.“

Der Professor fuhr fort: „Für einen Staat in Deutschlands Lage gibt es nur die Möglichkeit, sich zusammenzurufen und durch unablässigen Krocht seine Stelle in der Welt zu behaupten oder zerbriert zu werden, wie Polen, oder sich unter dem Schutze der Neutralität zu stellen, wie die Schweiz. Bismarck erwiebs sich als ein trefflicher politischer Geograph, als er 1888 im Reichstage etwa die folgende sagte: „Gott hat uns in die Lage versetzt, in der wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Verjüngung oder Trägheit zu geraten. Die französisch-russische Pression, zwischen der wir zu stehen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Robustion auch durch Zusammenrückten erheblich steigern, so daß wir in dieser Lage der Unzerbrechlichkeit kommen, die fast allen andern Nationen eigenmächtig ist und die uns bis jetzt noch schützt.“ So etwa sprach Bismarck.“

„Und die Augenwendung auf die gegenwärtige Lage?“ fragte der Konful.

„Sie war schon in meinem Vortrag enthalten, lieber Konful. Unsere Nachbarn im Osten und Westen sind uns keineswegs wohlgenannt; der natürliche Druck, den sie auf uns, die wir zwischen ihnen liegen, ausüben, kann sich in jedem Augenblick in dem Versuch des Uebernehmens von beiden Seiten entladen. Ein Punkt, wie er jetzt zwischen Oesterreich und Serbien glimmt, kann die Entladung herbeiführen, besonders, wenn das von uns tonnererig bedrohte England seine Hand dazu legt, was ich mit Rücksicht auf unsre

versetzte Wirkin aber nicht annehmen möchte.“

Frau Konful Martens lächelte. „In diesem Augenblick scheint es mir unmöglich, daß England sich gegen Deutschland erheben könnte“, sagte sie. „Die Engländer sind eine ritterliche Nation, sie werden Oesterreich nicht in den Arm fallen, wenn es den feigen Mord an seinem Thronerben rächen will.“

Neben der Hausfrau sah ein hochgemachter blondet Herr, ein wahrer Güte an Gestalt. Sein schönes Gesicht, mit den blauen Augen und dem hellen Schnurrbart drückte Energie und Freimuth aus. „In diesem gastlichen Hause genießt man den Vorzug“, bemerkte er in heiterem Tone, „daß man seine Gebanten offen ausdrücken darf. Ich fühle mich, meine verehrte Frau Konful, der Engländer nicht so sicher, wie ritterlich der einzelne Wägen sein mag. Die Engländer sind ein Handelsvolk und sie empfinden es schwer, daß sie einen großen Teil ihrer Märkte an Deutschland verloren haben, auch sehen sie sehr auf uns, weil die deutsche Industrie die ihre überholt, die deutsche Technik die englische geschlagen hat. An eine friedliche Lösung dieser Gegenseitigen glaube ich nicht. Einmal wird es um muß es zum Entscheidungskampf kommen. Es ist kein Zufall, daß wir die größte Schiffahrtsgesellschaft der Welt besitzen, es ist kein Zufall, daß wir die größten Ozeanlinien gebaut haben, kein Zufall, daß es in Deutschland keine Alphabeten gibt, kein Zufall, daß — genug, alles das und noch viel mehr ist in unsrer völkischen Ueberlegenheit begründet. Das verzehrt uns England nie. Es wird nicht warten, bis wir ihm seine Herrschaft auf dem Weltmarkt ganz entreißen. Im Bundesrat mit Rußland und Frankreich bedroht es uns offen und verdeckt, und eines Tages wird es den Mord finden, den Streit vom Saun zu brechen.“

„Daß gut sein, Karl“, sagte Frau Martens und legte die feine, kleine Hand auf den Arm des jungen Mannes, „ich kenne ja deine Abneigung gegen meine Landsleute. Du überzeugs mich nicht. Nie mehr wird es zu einem Krieg zwischen England und Deutschland kommen, beide Völker stehen zu hoch in der Kultur; eher glaube ich noch an ein Bündnis in nicht allzu ferne Zeit. Rame ein solches zustande, dann könnten die beiden Nationen der ganzen Welt den Frieden bittieren.“

Herbert Martens lachte. „Mutter, du bist eine unverbesserliche Optimistin, jenseit es die Beziehungen zwischen unsern britischen Vettern und uns betrifft. Aber im übrigen gebe ich dir in allen Stücken recht. Ich kann und will nicht an einen Krieg der Kulturvölker untereinander glauben. Sehen wir uns doch um, die Welt ist wie eine einzige Stadt; mit nichts als einem Spaziergänger in der Hand kann man eine Reise von den gongen Erdball unternehmen; die wilden Völkerrassen sind unterjocht; der Stern, den wir bewohnen, ist unser; die Technik hat uns mit tausend Wundern beschenkt, von Land zu Land schwingt sich der Gedante frei durch die Luft, wir steuern in Schiffen durch den Weltsee und fahren unter der Oberfläche der See hin; die Bildung wächst, die Robeit der Massen beständig; der gemaltige Literaturausbeißer bringt die Völker einander näher. Alle beginnen zu begreifen, daß die Zeiten der wilden Barbarei, als die Menschen einander hilflos gefestigten, vorbei sein müssen, als Miltbürgern werden wir zu Himmelshürgern, der Mensch beginnt zu lernen, daß alle Miltmenschen Brüder und Geschwister sind, gemeinsam zu Luft und Leid in das große Schiff eingeschlossen, das durch den kosmischen Raum fliehet, unbekannten Zielen entgegen; die Wissenschaften flühen — mit Gütern möchte man anrufen: Es ist eine Lust zu leben! Und zu denken, daß all das Herrliche, was die Menschheit in vieltausendjährigem Ringen erreicht hat, durch einen schmachthäufigen Rückfall in barbarische Finsternis zertrübt werden könnte! Nein, es ist nicht möglich, und welche Argumente Sie auch vorbringen, Herr Professor, ich glaube an die Macht der Kultur.“

Estella, die in der Nähe der offenen Balkontüre saß, hatte dem Bruder mit leuchtenden Augen zugehört. Jetzt erhob sie sich und trat in den Lichtkreis. „Du hast auch mein Glückseligkeitsmüßnis ausgeprochen, Herbert“, rief sie. „Ich habe ja da brauchen den tiefen Frieden gesehen. Die nationalen Gegenseitigen, von denen Bücher und Zeitungen schreiben, schienen aufgehoben. Eine ungeheure zivilisatorische Arbeit wird geleistet. Die Engländer, die den Löwenanteil an dieser Arbeit tun, haben wahrlich eine große Zeit, sich in kriegerische Verwicklungen einzulassen. Auch besitzen sie, die in der gegenwärtigen Fuß gefaßt haben, zwei Einsicht, um das Glück und den Frieden der Menschheit durch eine so infame Sache, wie es ein Krieg ist, zu gefährden.“

(Fortsetzung folgt.)

— F r o m m e r W u n s c h . —
Scherlebung: „Ach, ich wollte, zitierten mich und meinem Meister wäre noch 'ne neutrale Zone!“